

# Globale Mikrogeschichte

## Auf dem Weg zu einer Geschichte der Relationen

Mikrogeschichte und Globalgeschichte – das scheinen auf den ersten Blick unüberwindliche Gegensätze zu sein. Auf den folgenden Seiten möchte ich verdeutlichen, warum eine Verbindung dieser beiden Ansätze sowohl für die Globalgeschichte als auch für die Mikrogeschichte großes Innovationspotential hat. Die Globalgeschichte wird dabei vom Kopf auf die Füße gestellt und kann mit quellengesättigten Mikrostudien ihrer Empiriefehler und der Gefahr der Strukturfixierung begegnen.<sup>1</sup> Aber auch der Mikrogeschichte eröffnen sich neue Möglichkeiten. Eine „globale Mikrogeschichte“, so die These, hilft sowohl der Mikro- als auch der Globalgeschichte, ihre jeweiligen Schwächen gegenseitig auszugleichen und den wichtigsten Kritikpunkten zu begegnen. Sie zeigt zugleich die umfassende Reichweite mikrogeschichtlicher Erkenntnisse und bringt Quellen und Akteure zurück in die Globalgeschichte.<sup>2</sup>

Um die Verbindung von Mikro- und Globalgeschichte auch auf ein theoretisch tragfähiges Gerüst zu stellen, müssen allerdings einige Überlegungen angestellt werden. Dabei geht es nicht um eine schlichte Neuauflage der Debatte um die Mikro-Makro-Dichotomie und deren Auswirkungen auf die Geschichtsschreibung,<sup>3</sup> sondern um die gemeinsame Grundlage von Mikro- und Globalgeschichte. Diese findet sich, so das hier umrissene Forschungskonzept, in einer Geschichte der Relationen.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen sind die disziplinären Beziehungen und Abgrenzungen, über die sich die Mikrogeschichte bestimmen lässt (1). Es wird sich dabei zeigen, dass die Mikrogeschichte, historiografiegeschichtlich gesehen, eine sehr lange Tradition und vielfältige Beziehungen hat. Sie hatte nicht nur die Alltagsgeschichte und ethnologisch inspirierte Ansätze als wichtige Verbündete; auch die postkolonialen Studien und die Geschlechtergeschichte halfen dabei, die Schwächen der traditionellen sogenannten „Allgemeinen Geschichte“ und der Historischen Sozialwissenschaft auszumachen.<sup>4</sup> Die Globalgeschichte verfolgte mit denselben Verbündeten ein anderes gemeinsames Anliegen: Postkoloniale Studien, Alltagsgeschichte, Global- und Geschlechtergeschichte argumentierten alle gegen den methodologischen Nationalismus (2). Interessanterweise wurden innerhalb dieses Diskussionszusammenhanges, also bei dem Versuch, den methodologischen Nationalismus zu überwinden, Argumente entwickelt, die für die Frage, wie Mikro- und Globalgeschichte zu verbinden sind, äußerst gewinnbringend sind. Die postkolonialen Studien, die Global- und die Geschlechtergeschichte brachten auf ganz unterschiedlichen Wegen ein entscheidendes Element in die Diskussion ein, das die theoretische Voraussetzung einer Verbindung von Mikro- und Globalgeschichte darstellt. Diese theoretische Voraussetzung besteht darin, den jeweiligen Untersuchungsgegenstand, sei es ein Akteur, sei es ein Dorf, eine Nation oder eine Weltregion, ausschließlich über seine jeweiligen Relationen zu begreifen und zu zeigen, wie er über diese Relationen erzeugt wird.

Die Grundannahme geht über die Geschichte der sozialen Beziehungen, die mit Bezug auf den Netzwerkbegriff betrieben wird, hinaus. Sie möchte zeigen, wie über Relationen neue Einheiten hergestellt werden.<sup>5</sup> Die Vorstellungen von einem in sich geschlossenen Raum werden in einer Geschichte der Relationen ebenso obsolet wie die Vorstellung, Individual- oder Kollektivakteure könnten aus sich selbst heraus verstanden werden.

Die Globalgeschichte kam zu diesem Denken in Relationen durch die Auseinandersetzung mit dem *spatial turn* und den postkolonialen Studien. Seitdem geht sie davon aus, dass Untersuchungsgegenstände wie etwa die Nation nur in Relation zu anderen Untersuchungsgegenständen zu verstehen sind, dass es sich also um keine vorgegebenen, räumlich bestimmbar Einheiten handelt. Für die Geschlechtergeschichte ist das Denken in Relationen und Differenzen ein theoretisches Grundaxiom. *Gender* ist eine Kategorie, die Akteure ausschließlich über Relationen und Differenzen fasst. Aus diesem Denken leitet sich mein Konzept einer „globalen Mikrogeschichte“ ab (3). Die globale Mikrogeschichte hat demnach den *spatial turn* und die Geschlechtergeschichte in sich aufgenommen. Sie behandelt Fragestellungen mit globaler Reichweite, indem sie Relationen analysiert und so zeigt, wie die jeweiligen Untersuchungsgegenstände erzeugt werden. Das zentrale Erkenntnisinteresse ist dabei, wie global wirksame Asymmetrien hergestellt werden.

## Ein Blick in die (disziplinären) Relationen der Mikrogeschichte

Mikrogeschichte beschäftigt sich gerne mit Beziehungen jeglicher Couleur und Schattierung, mit ersehnten, mit verborgenen, mit unsittlichen und mit verbotenen Beziehungen. Wie aber sieht es mit ihren eigenen disziplinären Beziehungen aus? Wie steht sie zu verwandten oder auch alternativen methodischen Ansätzen? Wie zu der Alltags- und Geschlechtergeschichte, der „Geschichte von unten“ und den postkolonialen Studien? Wie steht sie zu ihren großen Gegenspielern? Zu der Strukturgeschichte, der Makrogeschichte oder zu jüngeren Ansätzen wie der „transnationalen“ oder der Globalgeschichte?

Je nachdem, was unter Mikrogeschichte verstanden wird, mag die Antwort anders ausfallen. Manche mikrogeschichtliche Studie verfolgt einen systematischen Ansatz; andere lehnen die Verbindung von Mikrostudie und Systematik ab. Otto Ulbricht schlägt vor, letztere Variante als „Mikrogeschichten“ zu bezeichnen, um deren illustratorischen Charakter, der gerade nicht auf übergeordnete Erkenntnisse abzielt, hervorzuheben.<sup>6</sup> Die einen sind von ethnologischen oder sozialanthropologischen Methoden à la Clifford Geertz geprägt; andere bestehen auf sozialgeschichtliche Ansätze in der Tradition Edward P. Thompsons und der „Geschichte von unten“. Manche behaupten, eine Theoretisierung der Mikrogeschichte widerspreche ihrem Anliegen, sich ausschließlich über die Praxis zu erklären;<sup>7</sup> andere sehen gerade in theoretischen Überlegungen die Möglichkeit, die Bedeutung der Mikrogeschichte zu erläutern.

Lässt sich die Frage nach der Mikrogeschichte und ihren Beziehungen vielleicht historisch beantworten? Die ersten mikrogeschichtlichen Ansätze werden meist auf die 1970er Jahre datiert, als Carlo Ginzburg mit *Der Käse und die Würmer* Furore machte.<sup>8</sup> Eine Historiografiegeschichte der Mikrohistorie und ihrer zahlreichen Beziehungen müsste allerdings viel weiter ausholen. Lange bevor sich die Geschichtswissenschaft in Europa auf nationale Politikgeschichte und die Geschichte „großer Männer“ einengte, lange bevor

unter der „Allgemeinen Geschichte“ nur ein kleiner Ausschnitt der Geschichte vergangener Lebenswelten verstanden wurde, waren Mikro- und Alltagsgeschichten ein wichtiger, häufig von Frauen verfasster Teil der Geschichtsschreibung. Mit der Professionalisierung des Faches in der Nachfolge von Leopold von Ranke wurden diese Zugänge von der Wissenschaft ausgeschlossen. Verbunden war damit unter anderem eine Dichotomisierung von wissenschaftlicher, zunehmend auf Nationalgeschichte zugeschnittener Historiografie und nicht akademischer, weniger ambitionierter Geschichtsschreibung, die sich keines expliziten und ausgefeilten methodischen Instrumentariums bediente.

Insofern war die Entwicklung wissenschaftlicher Verfahrensweisen Segen und Fluch zugleich. Während einerseits Geschichtsschreibung aus den Fängen der politischen Vereinnahmung befreit wurde und über ein festgelegtes Curriculum wissenschaftliche Standards gesichert wurden, wurden zugleich kulturgeschichtliche Themen, alltagsgeschichtliche Fragen und nicht auf schriftlichen Dokumenten beruhende Methoden, wie etwa die *oral history*, als unwissenschaftlich abgewertet. Damit gingen eine Wertung und ein *gendering* der unterschiedlichen Genres einher, die bis heute ihren Nachhall haben. Politikgeschichte, übergreifende Fragestellungen und Untersuchung von Makroprozessen galten als männliche Königsdisziplinen; die Untersuchung „kleiner Leute“ in mikrogeschichtlichen Studien wurden im Gegensatz dazu als theoriefern und unbedeutend für den Gang der „Allgemeinen Geschichte“ eingeordnet und weiblich konnotiert – selbst dann, wenn die jeweiligen Studien gar keine Geschlechterperspektive einnahmen. Das wirkte sich auch auf die Beziehungen der jeweiligen Protagonisten eines bestimmten historischen Ansatzes aus. Für die Alltagshistoriker der 1970er und 1980er Jahre mag es daher auch aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive nicht einfach gewesen sein, gegen die hegemonial besetzten Positionen der Gesellschafts- und Strukturgeschichte zu argumentieren. Die neu entstehende Frauen- und Geschlechtergeschichte ging nicht aus Zufall gerne Allianzen mit Mikro- und Alltagshistorikerinnen und -historikern ein. Es war aber nicht nur eine methodische Affinität, sondern auch eine Affinität der theoretischen Grundlagen. In der Geschlechtergeschichte wurde ein Denkmodell entwickelt, das die auf Makrostrukturen ausgerichtete Geschichtswissenschaft bald grundsätzlich in Frage stellen sollte. Geschlechtergeschichte machte, wie ich im nächsten Kapitel genauer ausführen werde, das Denken in Relationen und Differenzen zum Kern ihrer theoretischen Grundlagen. Es ist dieses konsequent relationale Denken, das eine enge Beziehung zwischen Geschlechter- und Mikrogeschichte begünstigte.

Etwa zeitgleich geriet die gemeinsame Gegenspielerin von Mikro- und Geschlechtergeschichte, die „Allgemeine Geschichte“, auch von anderer Seite unter Druck. Neue postkoloniale Ansätze und die theoretischen Entwürfe der *Subaltern Studies Group* begannen nun ebenfalls, den Ausschluss von Themen und Methoden, das Zentrieren um die imperialen Metropolen und den Ausschluss ganzer Weltregionen und deren Bewohner zu kritisieren. Dipesh Chakrabartys Ruf nach einer „Provinzialisierung Europas“ mag dabei der bekannteste sein.<sup>9</sup> Aber auch innerhalb dieser Gruppe setzte sich bald eine Allianz mit feministischen Ansätzen durch, wie in Gayatri Chakravorty Spivaks Zwischenruf *Can the Subaltern Speak?*<sup>10</sup> Auch wenn der Bezug zu mikrogeschichtlichen Ansätzen nicht immer explizit gemacht wurde, so war und ist dieser methodische Zugang für die postkolonialen Studien wichtig. Schließlich waren es die Metanarrative, die, durch und durch eurozentrisch geprägt, etwaige Wechselwirkungen zwischen Kolonien und Metropolen nicht erkennen

konnten. Die postkolonialen Studien schärften neben der Kritik an der akteurslosen makrostrukturellen Geschichte das Bewusstsein dafür, dass es im weltweiten Rahmen stets um das Herstellen von asymmetrischen Relationen und Differenzen geht und diese daher ins Zentrum der historischen Analyse gestellt werden sollten.

Alltags-, Mikro-, Geschlechtergeschichte und postkoloniale Studien waren also stets Verbündete in der Kritik der blinden Flecken der Makrogeschichte. Während die einen die Akteure vermissten, betonten die anderen den Ausschluss der Peripherie. Im Gegensatz zur Alltags- und Mikrogeschichte beriefen sich die Geschlechtergeschichte und die postkolonialen Studien dabei auf ein Denken in Relationen. Dieses Denken war es, das sie gemeinsam mit der Globalgeschichte auch gegen den methodologischen Nationalismus auf die Barrikaden gehen ließ.

## Gegenbewegungen zum methodologischen Nationalismus: Von der Weltgeschichte zur Geschlechtergeschichte

Die Kritik am methodologischen Nationalismus wurde schon oft ausgeführt und soll hier nicht wiederholt werden.<sup>11</sup> Interessanter ist es stattdessen zu fragen, welche weiterführenden Ansätze sich aus der Kritik entwickelt haben. Manche Gegenbewegung ist allerdings von denselben Schwierigkeiten wie die Nationalgeschichte gezeichnet. Wenig überzeugend besannen sich manche Historiker – eine Historikerin ist mir nicht bekannt – auf die lange Tradition der Universalgeschichtsschreibung und übertrugen ein teleologisches Entwicklungsprinzip auf den Gang der Weltgeschichte.<sup>12</sup> Sie wiederholen somit nur die methodischen und theoretischen Probleme der Nationalgeschichtsschreibung auf einer anderen Ebene.

Deutlich ambitionierter dagegen sind die Gegenbewegungen, die sich im Unterschied zur *Weltgeschichte* als *Globalgeschichte* bezeichnen lassen, aber auch unter der Fahne der *transnationalen* Geschichtsschreibung segeln. Beachtung verdient besonders eine Perspektive von Globalgeschichte, die nicht immer notwendigerweise die *ganze* Welt in den Blick nehmen muss, die aber Beziehungen analysiert, die in Wechselwirkung mit globalen Prozessen stehen.<sup>13</sup> Diese Form der Globalgeschichte untersucht Interaktionen, die den entsprechenden Untersuchungsgegenstand zuallererst hervorbringen. Häufig werden dafür auch andere Begriffe verwendet, sei es *entangled history* oder *connected history*.<sup>14</sup> Ohne die feinen Unterschiede schleifen zu wollen, geht es mir hier darum, unter dem Begriff Globalgeschichte diejenigen Ansätze zu fassen, die den *spatial turn* in sich aufgenommen haben und daher Raum als sozial konstruiert und nicht als geografische Gegebenheit auffassen.<sup>15</sup> Halten wir fest: Eine so verstandene Globalgeschichte setzt eine räumliche Einheit nicht voraus, sondern geht davon aus, dass diese über Relationen erzeugt und analysierbar wird.

Während die Globalgeschichte den methodologischen Nationalismus in gewisser Hinsicht überschreitet, gibt es andere Ansätze, die ihn eher unterschreiten und dabei ebenfalls auf ein Denken in Relationen aufbauen. Dies sind Ansätze, die, mit postkolonialer Theorie gerüstet, Akteure in den Blick nehmen und dabei häufig Subalterne ins Zentrum ihrer Analyse stellen. Interessanterweise haben diese Reaktionen eine wesentlich stärkere Auswirkung in Nachbardisziplinen wie der Soziologie oder der Literaturwissenschaft gehabt,

die ja ebenfalls im methodologischen Nationalismus verfangen waren. Die Geschichtswissenschaft, allzumal die deutschsprachige, tut sich damit bis heute schwer. Wie fruchtbar deren Kernaussagen allerdings sind, wenn sie mit einer geschlechtergeschichtlich informierten Mikrogeschichte kombiniert werden, möchte ich im Folgenden kurz ausführen:

Bereits in seinem Aufsatz *Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?* aus dem Jahr 1989 machte Alf Lüdtke die Verbindung von postkolonialen Studien und alltagsgeschichtlichem Ansatz deutlich. Beiden ginge es um die „De-zentrierung“ eingefahrener historischer Sichtweisen der „bürgerlichen“ Gesellschaft und Kultur westlicher Metropolen – und dies nicht nur in Bezug auf die kolonisierten Völker, sondern auch bezüglich der überwiegend „stummen Geschichte der [...] Abhängigen und Beherrschten“.<sup>16</sup> Wie die Global-, Welt- oder transnationale Geschichte sind auch Alltagsgeschichte, die „Geschichte von unten“ und die „subalternen“ oder „postkolonialen Studien“ nicht über einen Kamm zu scheren. Sie können, an einer Foucault’schen Terminologie orientiert, bei Fragen der Gouvernementalität ansetzen und analysieren, wie im Subjekt gesellschaftlich wirksame Macht erzeugt wird. Oder sie können sich – bei einem gänzlich anderen Subjektverständnis – mit dem „Eigensinn“ von Individuen beschäftigen, wie dies Alf Lüdtke vorgeschlagen hat. Sie können sich aber auch auf einen geradezu konträren Denker beziehen und, wie dies Bruno Latour einfordert, Akteure (unter Einschluss nicht-menschlicher Akteure) und deren Assoziationen „versammeln“<sup>17</sup>, um – so die Hoffnung – dem Subjekt gänzlich zu entkommen und zur „Ameise“ zu werden.

Was diese Ansätze trotz aller Unterschiede und trotz aller gegenseitigen Kritik gemein haben, ist ihr Blickwinkel. Sie setzen auf der untersten Ebene der historischen Analyse an: am oder im Akteur. Sie favorisieren das mikrogeschichtliche Vorgehen und sind skeptisch gegenüber der Analyse von Makrostrukturen; bei einigen, wie sich etwa in der jüngsten Diskussion zwischen Dipesh Chakrabarty, Carlo Ginzburg, Ajay Skaria, Sandro Mezzadra und anderen zeigte, ist das Ineinandergreifen von Mikro- und Makrostrukturen komplizierter gedacht. Fraglich ist dabei unter anderem, wie die Positionalität des Historikers bzw. der Historikerin auf die Beschreibung des Mikro-Makroverhältnisses Einfluss nimmt.<sup>18</sup> Neben der Skepsis gegenüber reinen Makrostudien besteht eine weitere grundlegende Gemeinsamkeit, die bei vielen nur implizit (Lüdtke), bei anderen zentral (Latour) ist: Da der Akteur nicht als autonom handelndes, aus sich heraus verständliches Subjekt, also nicht als Individuum im engeren Sinne behandelt wird, geht es allen diesen Ansätzen darum, in welchen Beziehungen dieser historische Akteur steht, wie er über diese Beziehungen zu fassen ist und wie er z.B. als sogenanntes „modernes Subjekt“ erzeugt wird. Makrostrukturen werden bei einer solchen Betrachtungsweise aus der Untersuchung ausgeblendet (Lüdtke) oder negiert (Latour).

Wenn wir das Denken in Relationen jedoch ernst nehmen, dann – so möchte ich argumentieren – lässt sich ein mikrogeschichtlicher Ansatz sehr wohl mit der Analyse von Makrostrukturen verbinden. Wie kann dies gelingen? Ein kurzer Ausflug in die Grundlagen der Geschlechtergeschichte mag hier weiterhelfen.

Am grundlegendsten wurde das Denken in Relationen in der Geschlechtergeschichte entwickelt. Warum es erst über den Umweg der postkolonialen Studien in die Globalgeschichte gelangte, habe ich an anderer Stelle ausgeführt.<sup>19</sup> Seit dem wichtigen Aufsatz von Joan Scott, in dem sie *Gender* als eine historische Kategorie auswies, die in Wechselwirkung mit anderen historischen Kategorien Machtverhältnisse erzeugt, konnte *Gender*

nur als mehrfache Relation gedacht werden. Wer mit der Kategorie *Gender* arbeitet, geht erstens davon aus, dass relational miteinander verbundene, differente Weiblichkeiten und Männlichkeiten gesellschaftlich konstruiert sind und zweitens, dass sie in Wechselwirkung mit anderen historischen Kategorien stehen.<sup>20</sup> Diese anderen Kategorien, Joan Scott nannte Klasse, Rasse und Religion, wurden im Laufe der Zeit erweitert und insbesondere in den Theorieentwürfen zur Intersektionalität in ihrer Wechselwirkung präzisiert.<sup>21</sup>

Der Gegensatz zum methodologischen Nationalismus könnte nicht größer sein. *Gender* ist eine strikt relationale Kategorie. Untersuchungsgegenstände sind – dehnt man das Grundaxiom der Kategorie *Gender* auf alle historischen Kategorien aus – nur in Relationen verständlich. *Gender* stellt daher jegliche Formen einer Geschichtsschreibung in Frage, die von in sich abgeschlossenen Themen und Gegenständen ausgehen. Geschlechtergeschichte rückt folglich Beziehungen in den Mittelpunkt ihrer Analysen. Diese Beziehungen untersucht sie auf Differenzen und auf das Herstellen von Hierarchien. Es ist dieses konsequent relationale Denken, das eine enge Beziehung zwischen Geschlechter- und Mikrogeschichte begünstigt. Wer relationale Geschichtsschreibung betreiben möchte, kann sich also an den Überlegungen der Geschlechterforschung zur Kategorie *Gender* orientieren und diese Überlegungen auf andere Untersuchungsgegenstände übertragen.

Was bedeutet dies für das Anliegen, Globalgeschichte zu schreiben? Die Globalgeschichte wird als relationale Geschichte an einem konkreten Ort mit einem konkreten Akteur ihre Analyse beginnen müssen. Sie wird – soweit kann sie den Anregungen Latours folgen – die Beziehungen abschreiten, die von diesem Akteur ausgehen. Über Latour hinausgehend wird sie dann untersuchen, wie dieser konkrete Ort und dieser konkrete Akteur über die Beziehungen hervorgebracht werden. Ein Dorf, eine Stadt, ein Unternehmen, ein Verein oder eine Region lassen sich dann über die translokalen Relationen ihrer Akteure erfassen. Diese Relationen wirken zurück und verändern die jeweiligen sozial konstruierten Ausgangsorte der Untersuchung. In Migrationsstudien zeigt sich, dass nicht nur die Lebenswelten der Mobilen durcheinandergewirbelt werden, sondern dass auch die Vorstellungswelten der Zurückgebliebenen verändert werden, dass Männlichkeiten und Weiblichkeiten, Generationalität und andere Zugehörigkeiten für Migranten und Sesshafte neu verhandelt werden müssen. Auch die Zielorte, die häufig in globaler Konkurrenz bezüglich erzwungener oder freiwilliger Migration stehen, ändern sich durch diese translokalen Beziehungen. Es entstehen neue lokale *und* globale Hierarchien, alte werden auf ein neues Fundament gestellt.<sup>22</sup> In meiner Untersuchung *Das Unternehmen Stollwerck. Eine Mikrogeschichte der Globalisierung* konnte ich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, zeigen, wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Schokoladenindustrie der Stollwercks, Cadburys, Rowntrees und Frys & Sons gegen Ende des 19. Jahrhunderts durcheinandergerieth und neu geordnet werden musste, als sie mit der harten körperlichen Arbeit auf den Kakaoplantagen konfrontiert war. In den Industrieländern wurde über den Arbeitsbegriff Männern und Frauen symbolisch und im Alltag ein anderer Raum zugewiesen. Dies zeigt sich nicht nur in der zeitgenössischen gesellschaftlichen Diskussion über geschlechtsspezifische Arbeit und Bezahlung, sondern auch in betriebsinternen Briefwechseln der Stollwerck-Brüder. Die Arbeit der Frauen in der Schokoladenindustrie galt demnach als Zeitvertreib, als „Nebentätigkeit“, die nicht der Ernährung einer Familie diente, deshalb schlecht bezahlt war und im Gegensatz zur körperlichen, gefährlichen, verantwortungsvollen und deutlich besser bezahlten Arbeit der Männer an den Maschinen stand. Die

harte Plantagenarbeit passte nicht in diese ‚gegenderte‘ Stufenleiter der Arbeit. Nun wurde in den Arbeitsbegriff auch eine rassistische Komponente aufgenommen, mit Hilfe derer die (körperliche) Arbeit in den Plantagen von der (körperlichen) Arbeit an den Maschinen abgegrenzt wurde, um so die von der Überlegenheit der Weißen geprägten, um Arbeit und Familie zentrierten hierarchischen Männlichkeitskonstruktionen in den Industrieländern im Allgemeinen und bei der Gebr. Stollwerck AG im Besonderen neu abzusichern. Das lokale Gefüge in der Kölner Zentrale blieb davon nicht unberührt, da schon bald keine unverheirateten „Schokolademädchen“ mehr auf dem rheinländischen Arbeitsmarkt zu bekommen und Männer für diese Arbeit zu teuer waren. Die Fabrikneugründungen im Stollwerck’schen Donaukonzern (Wien, Pressburg, Budapest, Kronstadt und Bukarest) waren eine direkte Folge dieses semantisch aufgeladenen Arbeitsverständnisses und veränderten nun dort lokale Strukturen.<sup>23</sup>

Die Beispiele verdeutlichen, dass das Grundaxiom der Globalgeschichte, Raum als sozial konstruiert und in Relation zu anderen Räumen zu denken, auf einer theoretischen Ebene dem Grundaxiom der Geschlechtergeschichte entspricht, nach dem Geschlecht als soziales Konstrukt und in Relation zu unterschiedlichen Spielarten dieses Konstruktes definiert wird. Es lässt sich daher festhalten: Global- und Geschlechtergeschichte beruhen auf derselben theoretischen Annahme, der zufolge die zu untersuchenden Einheiten nicht als geschlossene, vorgegebene Entitäten existieren, sondern konstruiert sind und nur in Relation zu anderen, ebenfalls konstruierten und relational gedachten Einheiten analysiert werden können. Damit wenden sie sich, wie die postkoloniale Theorie oder die *Subaltern Studies*, gegen national zentrierte, aber auch gegen andere nicht-relational gedachte Untersuchungsgegenstände.

## Globale Mikrogeschichte: das Partikulare und das Allgemeine

Die Geschlechtergeschichte war in den 1980er Jahren dem Vorwurf ausgesetzt, dass sie im Gegensatz zur „Allgemeinen Geschichte“ nur das Partikulare behandle.<sup>24</sup> Sie war demnach mit ganz ähnlichen Vorwürfen konfrontiert wie die Mikrogeschichte, der das „Klein-Klein“ ihrer nicht auf übergeordnete Zusammenhänge übertragbaren Ergebnisse entgegengehalten wurde. Der Vorwurf trifft tatsächlich eine Realität mikro- oder geschlechtergeschichtlicher Studien, geht jedoch gleichzeitig vollkommen in die Irre. Er trifft eine Realität, weil manche geschlechtergeschichtlichen oder mikrohistorischen Untersuchungen ihren eigenen Rahmen sehr eng gesteckt und aus Vorsicht, Detailversessenheit oder mangelnder Reflexion kaum über den Einzelfall hinausgehende Erkenntnisse generiert haben. Dieser Vorwurf geht jedoch zugleich in die Irre, weil er erstens blind dafür ist, wie geschichtswissenschaftliche Erkenntnis seit dem Historismus generiert wird, und weil er zweitens das grundlegende Interesse mikro- oder geschlechtergeschichtlicher Studien verkennt. Das Ganze in den Blick zu nehmen, ist für Historiker/-innen aus erkenntnistheoretischer Hinsicht unmöglich. Historiker/-innen können ihre Erkenntnisse nur aus exemplarischen Fällen, aus Einzelstudien und aus Teilanalysen ableiten und diese in Bezug auf eine Fragestellung in einer Erzählung auswerten. Wäre dem nicht so, müssten sie die Vergangenheit wiederholen. Genau dieser Unterschied markiert den Bruch zwischen Aufklärungshistorie, die noch ganz im Zeichen der Nachahmung der Natur stand und ihre

Ergebnisse immer wieder in Tabellen präsentierte, und dem Historismus, der das Ganze über den je individuellen Teil erfassen und in eine (freilich nicht erfundene) Erzählung bringen wollte.<sup>25</sup>

Historiker/-innen, zumal professionelle, akademisch geschulte Wissenschaftler/-innen, wählen seitdem, wenn sie Geschichte schreiben wollen, im besten Falle aus einer unendlichen Materialfülle die Quellen aus, die sie bezüglich ihrer Fragestellung für relevant halten.<sup>26</sup> Sie fügen die daraus abgeleiteten Argumente in einer Erzählung zusammen und lassen sie so zu einem narrativ konstruierten Ganzen werden. Das Partikulare ins Zentrum der Analyse zu stellen und sich auf die mikrogeschichtliche Ebene zu begeben, ist also streng genommen nur eine Radikalisierung des seit dem Historismus mit guten Gründen in die Geschichtswissenschaft eingeführten Vorgehens.<sup>27</sup> Eine solche radikalisierte Vorgehensweise zielt auf die Erschütterung der etablierten disziplinären Grundfesten. In einem Aufsatz, der heute zwar in Teilen als überholt, aber dennoch zurecht als „klassischer“ Aufsatz der Geschlechtergeschichte gelten muss, fragte Joan Kelly: „*Did women have a Renaissance?*“. Kelly zeigte, dass die seit Jakob Burckhardt unhinterfragte Epochenbezeichnung Renaissance, die eng mit dem Entstehen eines modernen Subjektverständnisses verbunden ist und sich tief im Selbstverständnis europäischer Intellektueller eingegraben hat, aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive hinterfragt werden muss.<sup>28</sup> Das Beispiel verdeutlicht, wie wichtig Detailstudien für übergeordnete Fragestellungen wie Periodisierungen sind und wie sich das „Ganze“ – hier die Renaissance – über die jeweilige Fragestellung in der Erzählung herstellt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Die Analyse von Relationen ins Zentrum der Geschichtswissenschaft zu stellen, ist eine der wichtigsten Neuerungen der letzten Jahre. Während die Globalgeschichte den methodologischen Nationalismus in gewisser Hinsicht überschritten hat, haben andere Ansätze wie die postkolonialen, geschlechter- oder mikrogeschichtlichen Ansätze eher betont, dass er auch unterschritten werden muss und kleinere Einheiten in ihren translokalen Beziehungen analysiert werden sollten. Am grundlegendsten wurde dieses Denken in Relationen in der Geschlechtergeschichte entwickelt. Daher kann aus der Geschlechtergeschichte abgeleitet werden, wie dieses Denken in Relationen auch den Übergang zwischen Mikro- und Globalgeschichte ermöglicht.

Der Vorwurf, ein Unterschreiten der Nation – ich spitze das Argument hier zu – verliere sich in historisch irrelevanten Detailuntersuchungen, konnte am Beispiel eines geschlechtergeschichtlichen Arguments entkräftet werden. Mikro- und Geschlechtergeschichte, so möchte ich meine Überlegungen zusammenfassen, stellen eine Radikalisierung des seit dem Historismus in die Geschichtswissenschaft eingeführten Vorgehens dar. Demnach ist es der minutiös analysierte kleine Teil, der über das Ganze Auskunft gibt. Mikro- und Geschlechtergeschichte bestimmen ihre Untersuchungseinheiten über Relationen und fügen sie zugleich in einer Erzählung zusammen. So erzeugen sie ein Ganzes über seine relational gedachten Teile. Nach diesem Ausflug in die Verhältnisbestimmung von Teil und Ganzem dürfte klar geworden sein, dass Mikro- und Makrogeschichte meiner Überzeugung nach keine Gegensätze, sondern vielmehr aufeinander verwiesen sind.

Seit einigen Jahren verfolgen innovative Studien explizit oder implizit einen solchen methodischen Ansatz, der mikrogeschichtliche Methodik mit globalen Fragestellungen verbindet. Dies gilt für Historiker/-innen, die wie Ulrike Freitag und Achim von Oppen mit dem Konzept der *translocality*<sup>29</sup> oder die wie Rebekka Habermas mit dem Konzept

einer „Mikrogeschichte des Globalen“<sup>30</sup> arbeiten, um so dem relational gedachten Lokalen zu seinem Recht zu verhelfen.

Entscheidend hierfür ist allerdings, dass Mikro- und Globalgeschichte nicht als zwei sich ausschließende Zugänge zur Geschichte gesehen werden, sondern dass stattdessen das Ineinandergreifen von Mikro- und Makroprozessen zum Dreh- und Angelpunkt der historischen Analyse gemacht wird. Dies gelingt der globalen Mikrogeschichte über die Analyse der Beziehungen, der Relationen und der Differenzen, die von der lokalen Ebene ausgehend zu globalen Relationen und Asymmetrien führen. Die globale Mikrogeschichte hat sich auf den Weg gemacht, zu einer umfassenden Geschichte der Relationen.

## Anmerkungen

- 1 Im Unterschied zu dem hier entfalteten Verständnis einer globalen Mikrogeschichte versteht Tonio Andrade unter „global microhistory“ menschliche Dramen und Einzelschicksale, die globale Strukturen und Prozesse in neuem Licht erscheinen ließen. Es geht ihm also nicht um den Übergang von Mikro- zu Makrostudien, sondern um eine komplementäre Ergänzung, vgl. ders., *A Chinese Farmer, Two African Boys, and a Warlord. Towards a Global Microhistory*, in: *Journal of World History* 21 (2010) H. 4, 573–593.
- 2 Im Zentrum der Überlegungen sollte es meiner Einschätzung nach darum gehen, struktur- und akteurszentrierte Studien miteinander zu verbinden. Carlo Ginzburg thematisierte von Anfang an den Übergang von der Mikro- zur Makroebene, indem er sich ein relational gedachtes Akteursverständnis entfaltete (vgl. ders., *Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß*, in: *Historische Anthropologie* 1 (1993), 169–192). Die gängige Kritik an Strukturgeschichte, sie sei „menschelos“, lässt sich nicht einfach auf Globalgeschichte übertragen. Manche Globalgeschichten stehen in der Tradition der Strukturgeschichte, andere nicht. Manche übernehmen deren Mängel (z.B. Hans-Heinrich Nolte, *Weltgeschichte. Imperien, Religionen und Systeme. 15.–19. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien 2005), andere nicht (z.B. Reinhardt Wendt, *Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500*, Köln/Weimar/Wien 2007). Vor allem in wirtschaftshistorischen, aber auch in sozialgeschichtlichen Globalgeschichten sind strukturhistorisch orientierte Ansätze nach wie vor wünschenswert und unumgänglich (vgl. z.B. die konfliktive und auf die ganze Disziplin wirkende Debatte von Kenneth Pomeranz, *Peer Vries, Patrick O'Brien* und anderen um die „Great Divergence“: Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton 2001; Patrick O'Brien, *Langfristiges ökonomisches Wachstum in der Weltgeschichte. Ein Literaturüberblick*, in: Jürgen Osterhammel (Hg.), *Weltgeschichte. Basistexte*, Stuttgart 2008, 165–185; Peer Vries, *Zur politischen Ökonomie des Tees*, Köln/Weimar/Wien 2009). Problematisch sind Struktur- und Sozialgeschichte dann, wenn sie sich über die Grenzen ihrer Aussagekraft zu wenig Gedanken machen und Stereotype wiederholen, die einer mikrogeschichtlichen oder schlicht empirischen Überprüfung nicht standhalten würden (vgl. z.B. Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*, Frankfurt am Main/New York 2011).
- 3 Einen profunden Überblick über die Geschichte der Mikrogeschichte seit den 1970er Jahren gibt Otto Ulbricht, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 2009. Dabei geht er treffsicher auf die unterschiedlichen Stereotype ein, die der Mikrogeschichte entgegengehalten werden. Dem Vorwurf des begrenzten Erkenntnisinteresses hält er überzeugend entgegen: „Mikrogeschichte ist Makrogeschichte“ (ebd., 34). Wesentliche Argumente wurden von Seiten der Mikrogeschichte von Anfang an in die Diskussion eingebracht: Vgl. Jürgen Schlumbohm, *Mikrogeschichte – Makrogeschichte. Zur Eröffnung einer Debatte*, in: Ders. (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998, 7–33. Die Debatte wird als eine der theoretischen Grundproblematiken der Geschichtswissenschaft nicht beendet werden können. Auch der vorliegende Beitrag behandelt nur einen Teilaspekt dieser Problematik.
- 4 Der Einfluss der Geschlechtergeschichte wird häufig vernachlässigt. Meist muss ein Hinweis auf Natalie Zemon Davis genügen, um zu zeigen, man habe auch diesen Ansatz im Blick, ohne allerdings ein geschlechtergeschichtliches Argument zu entfalten. Bezüglich der postkolonialen Studien hat Alf Lüdtke schon früh auf die Nähe zur Alltagsgeschichte hingewiesen, vgl. ders., *Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsge-*

- schichte?, in: Ders. (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main/New York 1989, 9–47.
- 5 Die Nähe zur Netzwerkanalyse ist freilich unbestreitbar. Eine Geschichte der Relationen geht aber nicht darin auf. Vgl. für einen gelungenen Überblick über die vielfältigen Diskussionen um das „Leben in Netzen“: Simone Derix, *Vom Leben in Netzen. Neue geschichts- und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf soziale Beziehungen*, in: *Neue Politische Literatur* 56 (2011) H. 2, 185–206.
  - 6 Ulbricht, *Mikrogeschichte*, 22.
  - 7 Zoltán Boldizsár Simon, *Method and Perspective*, in: *Journal of Microhistory* (2009), [www.microhistory.org/journal2009.php](http://www.microhistory.org/journal2009.php) (10.6.2012).
  - 8 Carlo Ginzburg, *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Berlin 2007.
  - 9 Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcoloniality and the Critique of History*, in: *Cultural Studies* 6 (1992), 337–357.
  - 10 Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the subaltern speak?*, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Urbana 1988, 271–316.
  - 11 Einen aktuellen Überblick zu dieser Diskussion in unterschiedlichen Disziplinen gibt z.B. der Sammelband von Anna Amelina/Devrimsel D. Nergiz/Thomas Faist/Nina Glick Schiller (Hg.), *Beyond Methodological Nationalism. Research Methodologies for Cross-Border Studies*, New York 2012.
  - 12 Das bekannteste Beispiel ist das Werk von Francis Fukuyama, *The End of History and the Last Man*, Basingstoke 1992. Aber auch aktuellere Werke wie z.B. Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*, Frankfurt am Main/New York 2011 stehen in der universalgeschichtlichen Tradition, die einen vorgegebenen Masterplan in der Geschichte zu erkennen glaubt.
  - 13 Einen guten Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung sowie die unterschiedlichen methodischen Ansätze in der transnationalen und Globalgeschichte geben Sebastian Conrad/Andreas Eckert, *Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen. Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt*, in: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hg.), *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*, Frankfurt am Main/New York 2007, 7–49. Bezüglich der Bedeutung der Relationalität, ebd., 32.
  - 14 Zur begrifflichen Schärfung der Verflechtungsgeschichte siehe die Studie von Ulrike Lindner, *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914*, Frankfurt am Main/New York 2011, insbesondere 20–29.
  - 15 Interessanterweise fand die Auseinandersetzung mit divergierenden Raumkonzepten zunächst innerhalb der *area studies* wie z.B. der Afrikanistik statt, bevor sie auch Europahistoriker beeinflusste und schließlich zur Neukonzeption der *global studies* führte. Vgl. Felix Brahm, *Wissenschaft und Dekolonisation. Paradigmenwechsel und institutioneller Wandel in der akademischen Beschäftigung mit Afrika in Deutschland und Frankreich, 1930–1970*, Stuttgart 2010, 70–124.
  - 16 Lüdtker, *Alltagsgeschichte?*, 14.
  - 17 Bruno Latour, *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main 2010, 424.
  - 18 Die Zeitschrift *Postcolonial Studies* widmet der Rezeption von Chakrabartys *Provincializing Europe* 2011 eine Ausgabe, in der unterschiedliche Wissenschaftler, darunter die genannten, sich nochmals mit dem Werk auseinandersetzen. Die Ausgabe enthält auch eine Replik Chakrabartys, in der er seine Position in Abgrenzung zu Natalie Zemon Davis verdeutlicht und auf die vermittelnde Position des Historikers bzw. der Historikerin abhebt, vgl. ders., *The politics and possibility of historical knowledge. Continuing the conversation*, in: *Postcolonial Studies* 14 (2011) H. 2, 243–250.
  - 19 Angelika Epple, *Global- und Geschlechtergeschichte. Ein Beziehung mit großer Zukunft*, in: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 23 (2012) H. 2 (im Druck).
  - 20 Joan W. Scott, *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *The American Historical Review* 5 (1986), 1053–1075.
  - 21 Leslie McCall, *The Complexity of Intersectionality*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30 (2005) H. 3, 1771–1800.
  - 22 Ayşe Çağlar/Nina Glick-Schiller/T.C. Guldbrandsen, *Jenseits der „ethnischen Gruppe“ als Objekt des Wissens. Lokalität, Globalität und Inkorporationsmuster von Migrant\*innen*, in: Helmut Berking (Hg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*, Frankfurt am Main/New York 2006, 105–144.
  - 23 Am oberen Ende dieser Stufenleiter der Arbeit stand freilich die nicht-körperliche Arbeit der akademisch gebildeten männlichen Lebensmittelchemiker. Vgl. hierzu ausführlicher: Angelika Epple, *Das Unterneh-*

- men Stollwerck. Eine Mikrogeschichte der Globalisierung, Frankfurt am Main/New York 2010, 109–112, 171–173.
- 24 Ein Resümee dieser in den 1990ern international geführten Diskussion mit Vertreterinnen unterschiedlicher Positionen findet sich in: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998. Mit größerem Abstand gibt Claudia Opitz einen gelungenen Überblick über den Verlauf und die Effekte dieser Debatte, vgl. dies., *Geschlechtergeschichte. Historische Einführungen*, Frankfurt am Main/New York 2010, 10–38. Claudia Kemper und Kirsten Heinsohn plädierten jüngst nach einer treffenden Zusammenfassung der Entstehungsgeschichte der Genderstudien für ein geschlechtergeschichtlich orientiertes Forschungsprogramm der Zeitgeschichte und verdeutlichen so den allgemeinen Anspruch der Geschlechtergeschichte, vgl. dies., *Geschlechtergeschichte*, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, <http://docupedia.de/zg/Hauptseite> (18.8.2012).
  - 25 Daniel Fulda, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860*, Berlin/New York 1996.
  - 26 Die Materialfülle besteht freilich nicht zu allen Zeiten und in allen Weltregionen. Insbesondere in nicht-schriftlichen Gesellschaften oder bei besonderen Fragestellungen steht oftmals zu Beginn der Auswahl der geeigneten Quellen deren mühsame Generierung.
  - 27 Angelika Epple, „Global“ und „Area History“. Plädoyer für eine weltgeschichtliche Perspektivierung des Lokalen, in: Birgit Schäbler (Hg.), *Area Studies und die Welt. Weltregionen und neue Globalgeschichte*, Wien 2007, 90–116.
  - 28 Joan Kelly-Gardol, *Did Women Have a Renaissance?*, in: Renate Bridenthal/Claudia Koonz (Hg.), *Becoming Visible. Women in European History*, Boston 1977, 148–161.
  - 29 Ulrike Freitag/Achim von Oppen (Hg.), *Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective*, Leiden/Boston 2010.
  - 30 Rebekka Habermas, *Der Kolonialskandal Atakpame. Eine Mikrogeschichte des Globalen*, in: *Historische Anthropologie* 17 (2009), 295–319.